

Berliner Humor vor Gericht.

Ein schweigesames Ehepaar

Vorj.: Sie haben gehört, wenn Sie die Anklage bezeugen. Geben Sie zu, einen Kleiderhändler, den der Gerichtsbevollmächtigte Haase in Ihrer Wohnung gepöbeln und mit der Pfändungsmarte versehen hat, beiseite geschafft und veräußert zu haben?

Der Angeklagte, Handelsmann Karl B., ein fortpulenter Mann, der sich mit einem rotgeblümten Taschentuche den Schweiß von der Stirne wischt, ist anscheinend von der Anstrengung des Weges noch zu erschöpft, um antworten zu können.

Vorj.: Nun, wollen Sie meine Frage nicht beantworten?

Angekl.: Genen Drogenblid kann ich mit woll verhandeln. Ich bin noch ganz morbide.

Vorj.: Das geht nicht. Wie Sie gesehen haben, weist das Terminverzeichniß eine Menge Sachen auf. Das Gericht kann nicht warten, bis es die Angeklagten gefällig ist, zu antworten.

Angekl.: Ich hab' aber doch auch zwei ganze Stunden draußen uffn Korridor warten müssen.

Vorj.: Das ist etwas anderes. Uebrigens verstehe ich dann nicht, daß Sie noch einkauffen sind.

Angekl.: Ich hatte Durst und habe rasch in der Gerichtsklaube nebenan eine trocke Weisse getrunken. Und besch ich es auch hier im Saale. Wenn ich bitten dürfte, könnte wohl der hintere Fenster in die Höhe uffgemacht werden.

Vorj.: Hören Sie mal, Sie sind hier nicht bei sich zu Hause, sondern im Gerichtssaal! Und übrigens ist die Temperatur hier durchaus erträglich.

Angekl.: Aber um ein Glas Wasser darf ich wohl bitten. Ich wech' ja nicht, wie mir heul' is.

Vorj. (zum Gerichtsdienere): Bringen Sie dem Angeklagten ein Glas Wasser. Wollen Sie inzwischen meine Frage beantworten. Bekennen Sie sich schuldig?

Angekl. (zum Gerichtsdienere, der mit dem Glase erscheint): Edoehnen Dank ooch! (Er setzt das Glas an die Lippen.) Pfui Deibel, nich zu jeniehen.

Dieser ungeziemende Ausbruch trägt dem Angeklagten eine Geldstrafe von 3 Mark wegen Ungehörigkeit ein.

Vorj.: Sie stehen hier vor Gericht. Ich muß Sie sofort in Haft nehmen, wenn Sie Ihr Benehmen nicht ändern. — Bekennen Sie sich also schuldig oder nicht?

Angekl.: Die Sache hat einen ganz apartigen Hummel, Herr Präsident. Ich will mir im Debalid darüber auslassen. Fugeben kann ich, der ich den Kleiderhändler verstoß habe. Ich habe aber nicht jenußt, daß ein Vogel dran klebe. Als der Gerichtshöllzicher der Stide pfändete, war ich nämlich nich zu Hause. Mit meiner Frau, die zujehen war und ganz alleene von der Pfändung wußte, spreche ich aber schon in die acht Wochen sein Sterbenswörtchen mehr. Unzere Ehe is ein ewiger Krieg, und wenn wir mal Waffenstillstand machen — wie et vor acht Wochen passierte, denn spricht keener mit dem andern eenen Don. Ich krietze also nich zu wissen, det der Schrant jespändet war. Au braudete ich nothwendig Feld, weil die Ehe ein Krieg is, und zum Kriegsführen jehet Feld, Geld und abermal. So habe ich denn den Schrant mit julem Jemissen verstoß!

Vorj.: Sie müthen dem Gericht viel zu. Eine Frau, die so konsequent zu schweigen wech, auch in so wichtigen Anlaegenheiten des gemeinlichen Haushalts, ist ja fast ein Unding. Und dann hat doch wohl auch der Käufer den Schrant vor Abschluß des Kaufes einer einsehenden Besichtigung unterzogen. Sollte denn der Mann dabei nicht die Pfändungsmarte bemerkt haben?

Angekl.: Der? Sie jeben nicht, wie kurzlichich der is. Und dann, so'n kleiner Vogel, der sich uff zen Mobiliaschüd niederläßt, fällt überhaupt nich so leicht ins Dage.

Vorj.: Als der Käufer den Schrant abholte, ist, war wohl vermuthlich Ihre Frau wieder nicht zu Hause. Sonst wäre es doch ihre Pflicht gewesen, auf die Pfändung des Möbelstückes aufmerksam zu machen.

Angekl.: Allerdings, der Herr Präsident haben det ganz richtig erathen. Ich war damals ganz alleene zu Hause.

Vorj.: Also kein Mensch, weder Sie, noch der Käufer, noch die Leute, die den Schrant aus Ihrer Wohnung forschafften, soll die Pfändungsmarte bemerkt haben. Und Ihre Frau verschweig Ihnen die Pfändung, und auf diese Art hoffen Sie sich hier herauszureden?

Angekl.: Bei Jott is allens möglich, Herr Präsident. Soll ich denn jetzt etwa erst beweisen, det ich nicht von der Pfändung jenußt habe? Ich kann mir keenen studirten Vertheidiger halten — det kostet zu dheuer, berufe mich aber uff den osten Rechtslehrten Sokrates, der doch jenußt wat los hatte und ooch mit 'ner richtigen Xantippe vermaljamirt war. Schon dieser wech' Jritche hat jesagt: Ich wech' nur, det ich nicht wech'. Warum sollte ich jrade wat von der Pfändung jenußt haben?

Trotz dieser scharfsinnigen Verthei-

digung verhängt das Gericht über den Angeklagten eine Strafe von einer Woche Gefängniß.

Die Schulbildung der chinesischen Mädchen.

die bis vor kurzer Zeit sehr im Argen lag und meistens nicht weniger als Alles zu wünschen übrig ließ, ist, wie man aus Schanghai schreibt, in den letzten Jahren in den größeren Orten tüchtig in Angriff genommen worden.

Die Erfolge scheinen den Erwartungen, die man daran knüpfte, jedoch keineswegs zu entsprechen. Wenigstens in Schanghai werden die Mädchen zwar als durchaus befähigt bezeichnet, allerhand ihnen bis dahin mehr oder weniger fremde Gegenstände mit Leichtigkeit zu lernen, als da sind: Sprachen, Musik, Rechen, Handarbeit u. s. w., aber sie sollen der großen Mehrzahl nach recht albern, schwachhaft und unaufmerksam sein.

Nicht wenige von ihnen setzen sich, sobald sie etwas von den Wissenschaften des Westens gelernt haben, im Auslande angefertigte Brillen auf, um dadurch, wenn sie damit in der Öffentlichkeit erscheinen, beim Volke den Eindruck zu erwecken, als ob sie wunderlich wie gelehrt seien.

Kneifer sind dagegen nicht beliebt, wahrscheinlich weil sich die Form der Haaren der chinesischen jungen Damen nicht recht dafür eignet. Uebrigens werden immer neue Gedanken auf dem Gebiete des Erziehungswesens von den Chinesen aus dem Westen übernommen und in ihrem Reiche eingeführt.

So hat man zum Beispiel kürzlich in Kanton eine Unterrichtsanstalt eingerichtet, in der junge Mädchen bezüglers darin unterwiesen werden sollen, wie ganz kleine Kinder am besten zu behandeln sind. Die Säuglingssterblichkeit ist überall im Reiche der Mitte entsehrlich groß.

Kinder Austausch zwischen England und Deutschland.

Ein freundschaftliches Austauschverfahren zwischen England und Deutschland soll in die Wege geleitet werden. Sein Gegenstand ist der achtjährige Engländer Reginald Harb, der beim Scheiden Kaiser Wilhelms von London den Abschiedsgruß in ausdrucksvoller Weise sprach.

Der Kaiser war sehr erfreut und freudeilich den Kopf des braven Jungen liebevoll. Der Knabe hat den heißen Wunsch, in Deutschland seine Ausbildung zu erhalten. Die sehr respektablen Eltern haben sich nun des schon lange in Uebung befindlichen Kinder Austauschverfahrens erinnert.

Ebenso wie kleine Franzosen seit geraumer Zeit nach Deutschland kommen und deren Eltern hiergegen einen deutschen Knaben aufnehmen, wollen sie ihr Kind jetzt einem guten deutschen Hause anvertrauen und andererseits einen deutschen Schulknaben in ihrem Hause wie das eigene Kind behandeln. Dieses Austauschverfahren, das auf dem kaufmännischen Grundfatz „franco gegen franco“ beruht, hat bisher, soweit bekannt geworden, nur erfreuliche Erfolge gehabt.

Sprüche der Lebensweisheit.

Wer nie sich selber untreu ward und nie gewant in seinem Streben und nie gewweifelt an sich selbst, Hat ehrlich nie gekämpft im Leben.

Der Mann widerlegt, die Frau widerspricht.

Mancher verspricht, was ein anderer halten muß.

Wer sich nicht vor dem Leben fürchtet, fürchtet sich auch nicht vor dem Tod.

Mancher Vorzeigte würde kein Tyrann sein, wenn seine Untergebenen nicht Sklaven wären.

Die Lampe füll' bei Tag und nicht in Feuers Näh', bei offenem Licht! Wer füllt und läßt die Del verjueht, So manchmal es schrecklich büßt, Sein Thun zur größten Thorheit schwilt, Wenn er die brennend' Lampe füllt.

Summarisch.

„Deine Gnädige scheint aber auch sehr unvertäglich zu sein.“ „Und ob, ich bin in diesem Jahre schon die siebente Köchin, und der Herr ist schon ihr vierter Mann.“

Aus der Schule.

Lehrer: „Wodurch sind die Welsen in der Geschichte bekannt geworden?“ Schüler: „Durch das Sprichwort: Mit den Welsen muß man heulen.“

Schwer zu machen.

Vater (zu seinem Sohn, der beim Vorübergehen an einer Schwimmschule bittet, ihn baden zu lassen): „Rein, Fritz, Du gehst mir nicht früher in's Wasser, als bis Du schwimmen kannst!“

Komplizirt.

„Was für eine Frau ist Ihre Freundin, die Gräfin?“ Frau B.: „Sie ist eine Frau von sechzig Jahren, die wie fünfzig aussieht, glaubt, sie sei vierzig, sich wie eine Dreißigjährige kleidet und handelt, als ob sie zwanzig wäre.“

Nubische Löwenjagd.

Der englische Kapitän T. C. S. Speedy, der lange Jahre jagend und reisend in Nubien verlebt hat, veröffentlicht interessante Erinnerungen an seine Jagdfahrten in den Gebieten Nordafrikas. Die Anschauung, daß der Löwe eines der verwegendsten und muthigsten Raubthiere sei, wird von den nubischen Nomaden als thörichte Legende verspottet. Sie erklären den König der Wüste geradegu für einen Feigling, der selbst verwundet noch auf Flucht und Rückzug sinnt und nur in Augenblicken der Verzweiflung sich dem Gegner stellt.

Speedy, der diesen Meuerungen anfangs sehr skeptisch gegenüberstand, hat während seiner Fahrten manche Beispiele erlebt, die die verächtliche Meinung über den König des Thierreichs betätigen.

Bei einer eiligen Reise von Bogos nach Massau auf einem Reitkamel lagerte er mit seinem einzigen Führer inmitten eines dicken Dschungels.

„Ich wollte ein Feuer anzünden, um mir Kaffee zu kochen. Zu meinem Erstaunen erbot mein Führer Widerspruch, einerseits, weil das Feuer Räuber herbeiloden könnte, andererseits aber, weil die Löwen, die in diesem Gebiet umgingen und die uns sicher finden würden, an dem Feuer merken würden, daß wir vor ihnen Furcht hätten. Im Dunkel dagegen würden sie uns für gefährlich halten; denn sie haben nicht selten im Dunkel mit den Lanzen der Herdenwächter unangenehme Bekanntschaft gemacht und wissen solche Lehren zu beherzigen.“

Es wurde also kein Feuer angezündet. Aber die Argumentation meines Führers hatte wenig Ueberzeugendes für mich, und mit gemischten Gefühlen wickelte ich mich in meine Decke.

Mein Gefährte pflochte das Kameel an, legte sich ebenfalls, und einige Minuten später hörte ich ein sorgloses Schnarchen. Die Zeit verrann; ich konnte aber nicht einschlafen.

„Alles war still, nur hin und wieder ging ein mattes Rauschen durch das Laub. Plötzlich ertönte in unmittelbarer Nähe unseres Lagerplatzes ein furchtbares Gebüll. Ich sprang auf, wachte den Führer und erzählte ihm die Sache.“

„In Allahs Namen, o Herr, was anderes war es, das du ermartetest?“ meinte er phlegmatisch. „Ich bitte dich, höre nicht auf die Löwen. Wir wollen schlafen, und damit wanderte er sich auf die andere Seite, und nach wenigen Sekunden hörte ich wieder seine ruhigen Athemzüge.“

Die Nacht war für mich eine Qual. In kurzen Zwischenräumen ertönte die unangenehme Serenade, manchmal zwei Löwen zusammen. Aber mein Führer behielt Recht.

Wir wurden umkreist, umlauert, umbrüllt, aber zu einem Angriff wagte sich keine der Bestien heran. Trotzdem, ich darf es wohl sagen, atmete ich erleichtert auf, als wir mit Mondaufgang aufbrachen und den unheimlichen Ort verließen.“ Diesen Mangel an Offenheit jedoch wissen die Bestien durch List und Schlaubeit wettzumachen, und Speedy hat seltsame Proben davon erlebt, mit welchem Raffinement die Löwen „arbeiten“, um ihre Beute von den schützenden Menschen abzuloden.

Während einer Jagdpartie im Ainsaba-Distrikt kamptete Speedy mit einem Freunde und einer Anzahl Einheimischer in einem ausgetrockneten Flußbett.

„Wir trafen unsere Vorkehrungen gegen die Löwen, das Lager wurde als ein Biered angelegt, in dessen Mitte wir unsere Thiere, Kameele und einige Ponnies und Ziegen, festbanden. Ringsumher wurden das Gepäd und die Zelte aufgerichtet, und an den vier Enden wurden große Feuer entfacht, die die ganze Nacht über brennen sollten. Wir planten für den nächsten Tag eine strenge Tour und gingen daher früh schlafen. Einige Stunden vergingen in schönster Ruhe. Plötzlich ertönte uns ein furchtbares Brüllen, dessen Hauch unsere Zellwand zu erschüttern schien. Ich richtete mich auf, die Feuer waren im Verglimmen. Ich nahm meine Wäpfe aus dem Futteral und hoffte, daß sich eine Gelegenheit zum Schusse finden würde. Aber Jbris, mein Jägermeister, bat mich, nicht zu feuern; es wäre möglich, daß wir durch eine Verwundung nur Schaden hätten. Ein erneutes Gebüll unterbrach seine Belehrung.“

Jbris erzählte mir dann, daß die Löwen stets zu zweien jagen, meist Löwe und Löwin zusammen. Der eine bleibt zurück, feitswärts des Lagers, der andere „geht in den Wind“ und erhebt sein Gebüll, in der Hoffnung, die angepödelten Thiere würden in einer Panik sich losreißen und fliehen und so dem lauernden Gefährten auf der anderen Seite in die Lagen laufen. Wir schien diese Schilderung etwas phantastisch. Plötzlich ertönte von der entgegengesetzten Seite ein seltsames, kurzes, fauchendes Knurren. „Aha“, meinte Jbris, „da ist die Gemahlin. Der Herr ist zurückgekehrt, er findet sie mit leeren Lagen, ist sehr ungnädig und zeigt ihr die Zähne, als wolle er sie für ihre Nach-

lässigkeit bestrafen, daß nach all seinen Bemühungen das Abendessen noch nicht fertig ist. Dies Knurren ist ihre Antwort. Sie kennt seine ungnädige Absicht und springt ihn nur energisch an, um den ungeduldigen Herrn nachdrücklich zu belehren, daß es nicht ihre Schuld ist, wenn nichts gekommen ist.“

Ich schüttelte lächelnd den Kopf. Dann kam ein erneutes Brüllen, diesmal wieder von einer Windseite, und wieder begannen unsere entsehten Thiere verzweifelt an ihren Fesseln zu zerrn. Aber nun scheinen die Löwen ihre Taktik geändert zu haben. Jedes neue Brüllen ertönte etwas leiser, klang fern und ferner, und die Thiere beruhigten sich in dem Gedanken, daß das Verhängniß vorüber sei.

„Aha“, rief Jbris, „nun hat seine Majestät die Rolle seiner Gattin übernommen. Nun hat sie das Lager umtreift und ihre Lanzen erprobt, während er auf dem Lager liegt. Nachdem sie keinen Ausbruch des Viehs ertönte, keudelt sie einen Rückzug, indem sie ihre Stimme nach und nach dämpft, als ob sie sich immer mehr entfernt. Sie hofft, daß, wenn die Angst gewichen, die Thiere sich dann wieder freier bewegen und sie vielleicht eher in ihr Bereich oder das ihres Gatten kommen werden.“

Mit Jhien das alles wenig glaubhaft, und ich legte mich schlafen. Am Morgen unterzuchten wir die Spuren. Jbris' Behauptung wurde Schritt auf Schritt bestätigt. Wir konnten das erste Nahen des Löwen verfolgen, die Rückkehr zu seiner Gemahlin, die Stille des ehelichen Zwistes und den Vormarsch der Löwin. Alles hatte sich bis in die kleinste Einzelheit so abgespielt, wie der schlaue und erfahrene Eingeborene es mir vorher geschildert.“

Geschichte eines „langen Kerls“.

Es ist bekannt, wie König Friedrich Wilhelm der Erste bei seiner Vorliebe für die „langen Kerls“, für die im Erststake kaum brauchbare Riesengarde, Mittel aufwandte, die mit seiner sonstigen Sparsamkeit gar nicht in Einklang zu bringen sind. Er ließ sich nicht Mühe, Briefe und Ausnugung politischer Beziehungen verdriegen, um in den Besitz eines Zweimetermannes zu kommen. Ein Beispiel davon finden wir in einem kleinen Auffug von Max Berbig in dem soeben erschienenen 5. Heft der „Reimathblätter aus den tobura-nothaischen Landen“. Als Herzog Friedrich der Dritte von Gotha-Altenburg nach seinem Regierungsantritt in Potsdam seinen Besuch abstattete, hatte ihn der König um einige Rekruten für die Riesengarde gebeten, und er hatte ihm „aus dem Juchthaus einen ausländischen Strolch von außerordentlich Größe“ geschickt. Aber im Dezember 1734 schickte der König den Rittmeister von Affeburg nach Gotha, „um Ew. Durchlaucht die Cour zu machen und von Derselben zu vernehmen, ob es Jhro Durchlaucht gefällig, durch ihn gedachten Rekruten zu überfenden. Ew. Durchlaucht liebden zu glauben, daß ich diese abermalige Marque Dero schätzbarer Affektion bei allen Gelegenheiten dankbar anerkennen und mit vielem Blaistr zeigen werden, wie ich mit aufrichtiger Ehrfurcht und Freundschaft sei Ew. Durchlaucht freundschaftlicher Vetter F. Wilhelm.“ Nun war guter Rath theuer; man mußte dem mächtigen König von Preußen natürlich zu Willen sein, ein ausländischer Strolch stand nicht wieder zu Gebote, andererseits that es dem leistungsfähigen Herzog leid um eines seiner Landeskinder; er beschloß deshalb, es mit der Politik der langen Kerls zu versuchen. Aber Friedrich Wilhelm ließ nicht loder; schon am 25. Dezember schrieb er wieder, eine neue Mahnung folgte am 29. März 1735. Am 9. April mußte der Herzog sich nun entschließen, den Amtseuten den Auftrag zu geben, „eines annehmbareren großen Kerls habhaft zu werden“. Das gelang erst, nachdem eine neue Mahnung am 16. Juli aus Potsdam eingetroffen war, im Laufe des Oktobers, und der Oberstleutnant Siegfried erhielt den Befehl, diesen nach Potsdam zu bringen. Es war der 34 Jahre alte, verheirathete Landwirth Hans Georg Parfischfeld in Freiendorf im altenburgischen Amte Kahl, Vater von zwei Söhnen. Er hatte die beträchtliche Länge von sechs Fuß elf Zoll oder 2.04 Meter. Siegfried berichtete alsbald, der Herzog könne gar nicht glauben, wie sehr sich der König über den langen Rekruten gefreut habe, und Friedrich Wilhelm schrieb selber, er habe Siegfried befohlen, dem Herzog sofort mitzutheilen, welches Vergnügen er über den großen Mann gehabt habe. „Dieses Präsent habe ich zu ganz ungemainer Zufriedenheit gerichtet“. Was er als Entgelt dem Herzog versprach, daß er sorgen zu wollen, daß Gotha-Altenburg seine Einquartierung von Reichstruppen erhalten sollte, und daß der preussische General Roba beim Durchzug durch's Land strenge Disziplin halte, war bei den damaligen Verhältnissen von wenig Bedeutung. Dagegen mußte der Herzog die auf dem Besichtigung des Rekruten haftende Schuld beden und seiner Frau außerdem 20 Thaler und Naturalunterstützung geben, ferner für

Stille Hoffnung.



„Warum haben Sie mich denn nicht gleich beim Anfang Ihres Leidens rufen lassen?“ „Ich hab' halt gedacht, vielleicht wächst auf der andern Seite auch noch so ein Ding!“

Wut gegeben.

Frau (welche die Köchin erwischt, wie sie beim Einkauf einer Gans zehn Pfennig für sich behalten): „Sehen Sie, so sind Sie, sonst können Sie nichts für sich behalten!“

Rechnend.

Vater (das Schulzeugniß seines Sohnes durchsehend): „Lateinisch: schlecht... Pfui, schäme Dich! Du wilst ein Förstersohn sein?“

Gemüthlich.

Kellner (zum Gast, der sich das Beschwerdebuch bringen läßt): „Wollen Sie sich vielleicht über die Suppe beschweren?“ „Allerdings; warum?“ „Es steht nämlich schon eine Beschwerde darüber drin, da brauchen Sie nur Ihren Namen hinzusetzen.“

Verthooll.

A.: Hat diese entzündete Wittve eigentlich irgendwelchen Besitz? B.: Oh ja, bedeutend! A.: Grundbesitz oder persönliches Eigentum? B.: Persönliches! Sie hat sechs Kinder!

Daher.

J.: „Wie schlecht der arme Braun jeht immer aussieht: wissen Sie, was ihm fehlt?“ B.: „Genau nicht, aber ich glaube, er hat von seiner Frau eine Riste Cigarren zu Weihnachten bekommen!“

Beleibigt.

Gigert (vor dem Affentisch im Zoologischen Garten): „Was schaust du mich so an, dummes Vieh; glaubst du vielleicht, ich flamme von dir ab? Umgekehrt würde es wohl richtiger sein!“

Na ja!

Dame: „Haben Sie auf Ihren Reisen auch schon eine Löwenjagd mitgemacht, Herr Assessor?“ Assessor: „Ne, Jnädigste, is doch viel zu un bequem, wenn man so'n Vieß erlegt, ist die Jagdtasche ja gleich voll.“

Symptom.

„Der arme Hund muß wahrhaftig trant sein.“ „Aber, wieso denn, er steht doch ganz fidel aus.“ „Na, wenn er nicht 'mal mehr bellt, wenn meine Frau Klavier spielt!“

Schlan.

„Warum wollen Sie denn Ihrem studierenden Neffen das erbetene Geld selbst überbringen?“ „Nun, die Hälfte davon verjubelt er doch und da will ich wenigstens mitthun.“

Selbstverrath.

Baron: „Zohann, bring mir meine Cigarrenkiste.“ (Zohann geht.) „Donnerwetter, ich habe ja vergessen, ihm zu sagen, wohin ich sie verstedt habe.“ Zohann (zurückkehrend): „Hier die Cigarren!“

Baron: „Wie fandest Du sie?“

Zohann: „n bißchen stark, Herr Baron — sonst aber ganz vortrefflich.“

Schmeichelt.

Dame: „Seit Sie mit ein Exemplar Ihres neuen Wiegenbüchle geschickt haben, schlafen meine Kinder großartig.“ Komponist (geschmeichelt): „Ah, Sie singen es ihnen vor?“

Dame: „Rein. Wenn sie unruhig sind, drohe ich ihnen, das Lied zu singen, dann werden sie augenblicklich ruhig und schlafen ein.“

Stoßensker.

Arzt: „Ich fürchte, Ihre Frau wird ihre Stimme verlieren.“ Gatte der Patientin: „Wir wollen's beste hoffen!“